



Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!

### **Wie gern lebe ich mit dir, Herr!**

Wenn mein Geist nachlässt und nichts mehr versteht, wenn selbst die Klügsten nicht mehr über den Zaun des Tages hinausblicken, dann gibst du mir die leuchtende Gewissheit deiner Gegenwart – und sorgst dafür, dass nicht alle Wege zum Guten gesperrt werden.

*Alexander Solschenizyn*





## Inhalt

Altern und Würde	<i>Agnes Dannhorn</i>	3
Die Würde des Alters	<i>Gunda Schneider-Flume</i>	5
„Das Leben ist kostbar“ – Buchbesprechung	<i>Agnes Dannhorn</i>	17
Alt werden auf der Straße	<i>Berthold Rath</i>	20
Begegnungen im Pflegeheim	<i>Hannah Poppe</i>	25
Einladung zur Landesversammlung 2014		28
„Zeit zum Aufstehen“ – Ein Impuls für die Zukunft der Kirche		29

## Adressen der Autoren:

Agnes Dannhorn  
Reginenstr. 60, 70597 Stuttgart  
agnescharra@yahoo.de

Hannah Poppe  
Kirchplatz 3, 19395 Plau am See  
hannah.poppe@web.de

Berthold Rath  
Büchsenstr. 34/36, 70174 Stuttgart  
Berthold.Rath@eva-stuttgart.de

Prof. Dr. Gunda Schneider-Flume, Leipzig  
dr.gunda.schneider@t-online.de

Agnes Dannhorn



## Altern und Würde

Liebe Leserinnen und Leser,  
liebe Freunde der Evangelischen  
Sammlung,

dieser Rundbrief widmet sich dem Thema „Altern und Würde“ – zwei Begriffe, die uns im Leben immer wieder in den unterschiedlichsten Situationen und biographischen Phasen begegnen: wenn wir das Altern unserer Eltern erleben, das Wachsen der uns anvertrauten Kinder, das Nachlassen unserer eigenen Kräfte, den Tod von Menschen, denen wir uns zugehörig fühlen, und wenn wir Krankheit und Verlust erfahren, die Bedrohung von Beziehungen und das erzwungene Aufgeben unserer Selbstbestimmung. Zugleich meine ich, dass uns sowohl das Gesetzsein des Alterns als auch der Zuspruch eines Lebens in Würde vom Anfang unseres Lebens an immer präsent sind und unsere Existenz grundsätzlich bedingen: von unserer Geburt an begleitet uns die Zeit und stehen wir in einer ganz eigenen Beziehung zu Gott, die uns Würde verleiht. Auch wenn wir die Fragen nach einem guten Altern und nach dem Geschenk der eigenen Würde nicht oft stellen, sind sie doch die ständigen Begleiter unserer Biographie.

Eine Geschichte der Bibel, die von dem Begehen eines Weges handelt, trage ich jetzt in der nächsterlichen Zeit besonders in meinen Gedanken: die Geschichte aus dem Lukasevangelium, die erzählt, wie zwei Jünger nach Ostern nach Emmaus wandern und Christus begegnen

(Lk 24). Die Geschichte des Weges nach Emmaus ist den meisten von uns gut bekannt und ihre Bilder sind uns vor Augen: Nach dem Ostergeschehen machen sich zwei Jünger Jesu auf den Weg in das Dorf Emmaus und unterhalten sich über „alles was sich zugetragen hatte“. Unerkannt nähert sich ihnen der auferstandene Jesus und fragt sie nach ihrem Gespräch. In ihrer Ratlosigkeit, so schreibt der Autor des biblischen Textes, „bleiben sie niedergeschlagen stehen“ und antworten auf die Nachfrage Jesu mit der Erzählung von Jesu Tod und mit der Preisgabe ihrer enttäuschten Hoffnung. Jesus entgegnet ihnen mit der Rede vom Christus, dem von der Schrift verkündigten Messias. Und doch erkennen ihn die Jünger nicht. Am Abend und am Ende ihrer Reise bitten sie ihn:

*„Bleibe bei uns! Denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt.“ (V. 29)*

Jesus setzt sich mit ihnen und sie essen miteinander. Im Moment des Brotbrechens werden die Augen der Jünger geöffnet und sie erkennen ihren Begleiter als den Auferstandenen, als den Christus, in den sie ihre Hoffnung gesetzt hatten. Der Autor beendet diese Geschichte mit einem erneuten Aufbruch der Jünger – dieses Mal in der Gewissheit und Freude über die unbedingte Gegenwart Christi.

Ich meine, diese Geschichte erzählt nicht nur von einer Begegnung, die für das theologische Verständnis von Ostern große Bedeutung hat, sondern sie fragt auch auf sehr vielfältige Weise nach der Gegenwart Gottes auf unserem Lebensweg. Am Anfang der Geschichte sind die zwei Jünger alleine miteinander, bis sie auf Christus treffen, der sich ihnen anschließt, und so gehen sie den Weg in der Nähe und mit seinem Zuspruch - und wissen doch nichts davon. Wenn wir uns heute dieser Geschichte annehmen, können wir erfahren, dass wir nicht nur am Anfang unseres Lebensweges mit Gott gehen dürfen, sondern vielmehr auch an seinem Ende inmitten seiner Gegenwart sind. Bevor wir davon wissen, sind wir umgeben von Gott, der unseren Weg neben uns beschreitet. Nicht in unserer Lebensmitte, wenn wir am Tag und am Licht gehen können, sondern gerade wenn der Tag sich geneigt hat, im Alter und in der Krankheit, richten wir unsere Bitte um Miteinander-Sein an den, der unerkannt an unserer Seite gegangen ist. Christus drängt sich uns nicht auf, er wartet, bis sich unsere Augen öffnen und lässt uns sein Da-Sein von Angesicht zu Angesicht erfahren. Ich finde die Bitte der Jünger bei jedem Lesen des Textes aufs Neue bewegend, nicht nur weil diese kurze Textzeile eine große poetische Kraft hat und ein sehr berührendes Bild des Abends und des Lebensabends zeichnet, sondern weil sie zwei Aspekte enthält, die gemeinsam das Wesen unserer Beziehung zu Gott beschreibt: die Bitte um die Gegenwart Gottes im noch verschleierte Wissen um sein Mit-uns-Sein und die Erfahrung der ablaufenden Zeit und des sich neigenden Tages.

Altern und Würde – zwei Lebenswirklichkeiten, die miteinander verschränkt sind. Dieser Rundbrief möchte die Verbindung dieser beiden Begriffe beleuchten. Pastorin Hannah Poppe spricht in ihrem Beitrag aus der Seelsorge in Altenheim und Klinik von den Erfahrungen, die ältere Menschen selbst und die Menschen machen, die ihnen in ihrem Alltag ein Gegenüber sind - und für die die Grenze des Lebens eine Konstante ihres eigenen Lebens ist. Vom Altwerden auf der Straße und einem Leben, das sich oft im kaum beschützten Allein-Sein bewegt und das sich an den Rändern unseres Blickfelds ereignet, erzählt Diakon Berthold Rath von der Streetworker-Arbeit Stuttgart. Professor Dr. Gunda Schneider-Flume betrachtet in ihrem Vortrag „Die Würde des Alters“ die Frage nach Würde und Selbstbestimmung im Alter und im Sterben. Sie geht dafür von den drei Grundstrukturen des Lebens „Erbarnten, Gedenken und Gerechtigkeit“ aus und macht sie fruchtbar für eine neue Verständigung über die Würde des Menschen im Altern und Sterben. Sie schließt mit der Forderung nach einem „getrösteten Sterben“ statt eines „geplagenden Sterbens“.

Mit dem Erstaunen der Emmaus-Jünger über ihr Begleitetsein durch Christus bis zum Ende ihrer Reise möchte ich Sie herzlich grüßen.

*„Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?“ (V. 32)*

Ihre

*Hannah Poppe*

Gunda Schneider-Flume

## Die Würde des Alters

*Theologische Überlegungen zu ethischen Fragen des dritten und vierten Lebensalters*



Emeritierte Professorin für Systematische Theologie an der Universität Leipzig

Gibt es eine Ethik des Alters? Eine spezielle Ethik für die Lebensphasen nach – sagen wir – dem 60. Lebensjahr? Vielleicht noch untergliedert in eine Ethik für junge Alte, alte Alte und für Menschen, die auf das Ende ihrer Lebenszeit zugehen? Ich bin im Blick auf diese Frage skeptisch, sogar eher ablehnend. Warum sollte es in einer altersintegrierten Gesellschaft eine spezielle Altersethik geben? Eher ist schon der Begriff „altersintegriert“ eine ethische Maxime, die das Zusammengehören aller Altersgruppen, das Mitsein auch der aus dem Arbeitsprozess Ausgeschiedenen, anstrebt, so schwer das mitunter ist. Kann der Begriff „Würde“ hilfreich vermitteln, um gleichsam eine lebensübergreifende Ethik in den Blick zu rücken? Kann diese dann noch konkrete Aussagen machen zu den bedrängenden medizinischen Fragen, der Versorgung von Menschen am Lebensende: PEG, Fixierung, Patientenverfügung ...?

Was hat Theologie zum Alter und insbesondere zur Grenze des Lebens zu sagen? Kann Theologie aufgrund der biblischen Tradition Orientierung geben in den Fragen des Alters und des alt Werdens, der Pflege von Menschen und des Endes des Lebens? Theologie kann nicht mit Normen von „du darfst“ und „du

darfst nicht“ die Probleme des Alters, der Pflege und der Grenzsituationen des Lebens lösen. Sie hat nicht die Regeln aufzustellen für „erfolgreiches Altern“, und sie kann nicht vorschreiben, wie eine gealterte Gesellschaft funktionieren soll. Um des Lebensverständnisses der biblischen Tradition und des christlichen Glaubens willen darf von theologischer Seite aus nicht moralisch mit Gebot und Verbot oder mit Handlungsvorschriften eingesetzt werden, wenngleich das vierte Gebot, nach dem erwachsene Kinder (nicht abhängige Kinder!) für die Versorgung ihrer alten Eltern zuständig sind, durchaus noch von aktueller Bedeutung ist. Theologie kann aber die Fragen des Alters, der Pflege und der Grenze des Lebens einzeichnen in den Horizont der Geschichte Gottes und des Evangeliums. Im Zentrum steht dabei das Lebensverständnis der biblischen Tradition und des christlichen Glaubens, dass Leben Gnade ist, Geschenk, ohne Bedingungen.

Von da aus soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, Anregungen und Perspektiven zu formulieren, die in die Lebensfragen alter Menschen hineinreichen. Auch soll der Horizont skizziert werden, innerhalb dessen alte Menschen und Pflegenden sich in den

Grenzfragen des Lebens orientieren können.

In einem ersten Teil gehe ich auf Anregungen und Forderungen der Gerontologie zur Produktivität im Alter und zur Verwirklichung und Vollendung der Persönlichkeit ein, d.h. also zu den Imperativen von Produktivität und Reife bis zum Lebensende.

Zweitens werde ich in gebotener Kürze das Lebensverständnis der biblischen Tradition und des christlichen Glaubens und seine Bedeutung für ethische Entscheidungen alter Menschen und derjenigen, die alte Menschen begleiten, skizzieren.

Drittens werde ich kurz Überlegungen zu einigen ethischen Problemen und zur Würde des Menschen anstellen.

Den Abschluss bilden Bemerkungen zum Begriff des „getrösteten Sterbens“, den ich gegen die Forderung des „gelingenden Sterbens“ stelle.

### **I. Die gerontologischen Imperative: Sei produktiv und vollende deine Persönlichkeit zur Reife!**

Die gerontologische Literatur vertritt fast durchgehend eindeutige Imperative: Sei produktiv! Verwirkliche und vollende deine Persönlichkeit zur Reife. Insofern ist die Gerontologie tatsächlich weitgehend Ethik! Zunächst einmal geht es um die Produktivität. In seiner großen Arbeit zum demographischen Wandel hat der Soziologe Peter Schimany die Aufgabe formuliert, eine „altersintegrierte Gesellschaft“ zu schaffen, in der alte Menschen nicht diskriminiert werden, in der vielmehr „die Ressourcen und Potentiale des Dritten

Alters im Hinblick auf Erwerbsfähigkeit, ‚Produktivität des Alters‘ und ‚Selbsterfüllung im Ruhestand‘ herausgestellt werden. Mit dem Stichwort „altersintegrierte Gesellschaft“ ist ein doppeltes Ziel angesprochen: einerseits die Aktivierung der Alten, vornehmlich der jungen Alten, die ihren Ausschluss aus dem Berufsprozess aktiv bewältigen, sich selbst durch Aktivität und Produktivität beweglich und leistungsfähig halten und sich so integrieren sollen; andererseits ist aber die Integration der produktiven Alten auch ein gesellschaftlich notwendiger Prozess, denn die alternde Gesellschaft muss die aufgrund des demographischen Wandels fehlenden jugendlichen Arbeitskräfte durch die Produktivität der Älteren ersetzen.

Steigerung der Produktivität hat sich als Ziel der Alternsforschung generell durchgesetzt. Zur Förderung der Produktivität gehören insbesondere das lebenslange Lernen und das Trainieren aller geistigen und sozialen Fähigkeiten. Das bringt sowohl individuellen als auch gesellschaftlichen Gewinn. Alle internationalen Längsschnittstudien stellen fest, dass Aktivität „das wichtigste Vorhersagekriterium für eine Langlebigkeit bei psychophysischem Wohlbefinden“ sei. Eine besondere Bedeutung bekommt das durch die Feststellung, dass der Ausbruch der Alzheimer Krankheit im Alter, wenn nicht verhindert, so doch möglicherweise entscheidend verschoben wird durch geistige Aktivität und soziale Mobilität.

Neben den Vorzügen der Produktivität für das individuelle Leben müssen die Vorteile für die Gesellschaft genannt

werden: In Deutschland werden schon jetzt von den 60 – 85jährigen jährlich freiwillig und weitgehend unentgeltlich Leistungen im Wert von 40 Mrd. € erbracht. Das entspricht etwa 21% der jährlichen Zahlungen der gesetzlichen Rentenversicherungen und der Beamtenversorgung.

### **„Erfolgreiches“ Altern**

Die Entdeckung und Förderung der Produktivität im Alter hat zu einem veränderten Altersverständnis geführt: Alter gilt nicht mehr als defizit- und verlustgeprägte Lebensphase, dagegen steht das facettenreichere Bild des ‚produktiven‘ und ‚erfolgreichen‘, ‚gelingenden Alterns‘. Dies gilt –zunehmend abgeschwächt – bis in das höhere Alter hinein. Damit verbunden tauchen alle Formeln und Schlagworte, die wir aus der Bewertung der Leistungsgesellschaft kennen, auch im jungen Alter wieder auf: produktives, erfolgreiches, gelingendes Altern. Etabliert sich hier eine Tyrannei des gelingenden Alterns? Wo diese nicht mehr greift, wo Altern nicht mehr „gelingt“, droht allerdings der jähe Absturz.

Es geht nicht darum, die Wertschätzung der Produktivität im Alter zu diffamieren und viele Arten von Training schlecht zu reden. Aber es muss deutlich werden, dass die Produktivitätsforderung und die Forderung nach gelingendem Altern, wenn sie absolut gesetzt werden, destruktive Wirkung haben. Gibt es misslingendes Altern? Die Tyrannei des gelingenden Alters ist ebenso wie die Tyrannei des gelingen-

den Lebens eine Bedrohung für ein menschenwürdiges Lebensverständnis.

Paul und Margret Baltes haben ein eindrucksvolles Programm des „erfolgreichen Alterns“ (successful aging) entworfen, das auf empirischen Befunden aufbaut und an das Konzept erfolgreichen Alterns von Robert Havighurst anknüpft. Es geht dabei um die Beschreibung der Fähigkeiten, die trotz Abnahme vieler Kräfte im Alter erfolgreich kultiviert werden können. Im Zentrum stehen die Strategien der selektiven Optimierung und der Kompensation. Sie geben dafür ein anschauliches Beispiel: Der Pianist Artur Schnabel hat das für seine Person beschrieben: Zuerst habe er sein Repertoire verkleinert, zweitens habe er dieses reduzierte Repertoire häufiger geübt, drittens habe er sein Tempo verlangsamt.

Doch gegen das Lob der Produktivität muss stets auch gefragt werden: Ist Leben nur sinnvoll, wenn es produktiv ist? Ist Altern „erfolgreich“, wenn es produktiv ist? Produktivität wird geradezu zum Sinn des Lebens alter Menschen erklärt, so lange sie noch leistungsfähig sind. Was aber, wenn dieser Sinn wegfällt?

### **Die Bedrohung alter Menschen durch schwindende Produktivität**

Die Beurteilung der Menschen allein nach dem Maßstab der Produktivität – was immer darunter verstanden wird – bedeutet eine In-Fragestellung der weniger Produktiven. Wenn auch das Alter vorrangig oder gar ausschließlich über

Leistung definiert wird, spitzt sich die Tyrannei des gelingenden Lebens noch einmal zu. Was geschieht mit denen, die den Leistungsanforderungen nicht mehr gerecht werden können?

Leben unter den Bedingungen von Produktivität steht in dem Moment unter der Drohung der Wertlosigkeit und Nutzlosigkeit, in dem keine Produktivität mehr erkennbar ist. Das dürfte Grund für die tiefe Resignation sein, die sich in den Arbeiten von Paul Baltes angesichts der Erwartungen für das „vierte Lebensalter“ ausspricht. Baltes spricht mit Blick auf dieses Alter von „Hoffnung mit Trauerflor“. In der letzten Lebensphase verliert die Devise vom successful aging ihre Überzeugungskraft.

*Sinnproduktion am Lebensende und die Vollendung der Persönlichkeit im Sterben*

Dass die Kräfte zum Lebensende hin abnehmen, bedenken auch Gerontologen und beantworten das paradoxerweise mit der umso intensiveren Forderung nach Produktivität. Wo der Imperativ zu Aktivität und Produktivität nicht mehr greift, soll der Mensch wenigstens „Sinn produzieren“ bis zum Tode, um sich im Sterben noch zu vollenden. Die Produktion von Sinn am Lebensende, wenn keine Kräfte mehr zu Gebote stehen, wirkt wie ein letztes Aufbäumen gegen die Endlichkeit menschlichen Lebens. Schließlich steht noch der Sterbeprozess unter dem Imperativ: Sei produktiv!

Leitend bei den Überlegungen zur Sinnfindung im Kontext der psychologischen und theologischen Altersforschung ist

vielfach immer noch das Stufenschema der Identitätsentwicklung von Erik H. Erikson. Dessen Leitbegriffe sind Ganzheit und Reife. Als letzte höchste Stufe der Identität gilt die Integrität. Diese zu erreichen, ist eine enorme ideologische Leistung, geprägt von einem Ideal der reifen Persönlichkeit, die den Sinn ihres Lebens selbst zu produzieren vermag.

Der Theologe Henning Luther hat demgegenüber die Forderung nach Ganzheit und Reife im Identitätsprozess in Frage gestellt mit dem theologisch begründeten Hinweis auf die Fragmentarität menschlichen Lebens.

Der christliche Glaube setzt gerade nicht die Reife der abgeschlossenen Persönlichkeit voraus, sondern kennt den bedürftigen Menschen, dessen Fragmentarität ihn als offen und von Gott angenommen kennzeichnet. Im Blick auf die Vollkommenheitsideale stellt Henning Luther fest: „Zerstören sie nicht das uns lebbare Leben? Unser Leben mit allen seinen Brüchen, Fehlern, Unvollkommenheiten, Schwächen? Hindern uns nicht die Illusionen von Vollkommenheit und Ganzheit am Leben? Drohen wir nicht an unseren Illusionen zu scheitern? Ist der Mythos der Ganzheit nicht eine einzige Lebenslüge, die unsere schüchternen und unvollkommenen Tastversuche, unseren Versuch zu leben, im Keim erstickt und abtötet?“ Vielfach wird die Forderung nach Reife und Ganzheit gerade alten Menschen auferlegt, ja geradezu als die dem späten Alter angemessene Form der Produktivität verstanden.

Für den Gerontologen Andreas Kruse ist das „Werden zu sich selbst“ Ziel des letzten Lebensjahres. Es gehe darum, den Tod zu „integrieren“, damit das Sterben „gelingen“ könne. So wird das Sterben ganz in die Forderung nach Produktivität der Persönlichkeit eingeordnet. Unter Berufung auf Montaigne plädiert Kruse für das „Üben“ oder „Probieren“ des Todes. Damit folgt er der stoischen Tradition, die auch im Humanismus und vielfach in der christlichen Tradition übernommen wurde. So schafft der Mensch gemäß der Devise des „memento mori“ mit dem Sterben den letzten Sinn seines Lebens, das Sterben kann „gelingen“. Leistungsdruck und die Tyrannei des gelingenden Lebens setzen sich durch bis zum „Gelingen“ des Sterbens.

Die Einsicht in die Fragmentarität des Menschen setzt sich nicht durch. Die Faszination durch Ganzheit und Vollendung der menschlichen Persönlichkeit wird vielmehr auf Sterben und Tod ausgeweitet. Wenn man schon sterben muss, dann soll wenigstens das passive Erleiden durch die aktive Persönlichkeitsvollendung erträglich gemacht werden. So wird das unerträgliche Schicksal als „Machsals“ angeeignet.

Bei Hans Küng geschieht das unter den Leitgedanken von Selbstverantwortung, Selbstbestimmung und Autonomie. Für ihn wird Leben würdelos und sinnlos, wenn der Mensch es nicht mehr autonom gestalten kann. So fordert er ein Selbstbestimmungsrecht im Sterben. Da der Tod das menschliche Selbstbestimmungsrecht in Frage stellt, muss

man ihn umdeuten und ihm selbstbestimmend zuvorkommen, indem man ihn ergreift und selbsttätig aneignet. Dahinter steht wiederum der Gedanke der Vollendung der Persönlichkeit im Sterben: „Der Sinn des Daseins vollendet sich in seinem Ende. Der Tod – das große Geheimnis: Kein Verenden, sondern die Vollendung.“ Für Küng ergibt sich daraus die Legitimation des Suizids bei schwindender Autonomie, da nur ein autonomes Leben sinnvoll sei.

## II. Das Lebensverständnis der biblischen Tradition: Leben ist kostbar ohne Bedingungen

*In Geschichten verstrickt*

Menschen leben in Geschichten. Sie sind „in Geschichten verstrickt“. Im Verlauf des Lebens werden Menschen alle Zeit getragen und umgeben und je und dann auch bedroht von Geschichten, Geflechten von Geschehen und Beziehungen. Das macht die primäre Passivität eines jeden Lebens aus. Leben greift über das einzelne Lebewesen hinaus. Ein Mensch ist auch biologisch nicht nur aus sich selbst zu bestimmen. In den vielen Geschichten, in die Menschen verstrickt sind, wirkt auch Gottes Geschichte. Sie wirkt strukturierend in den Lebensgeschichten, man kann wohl sagen als Geheimnis der Welt. Das ist nicht empirisch oder statistisch greifbar, aber es erschließt sich Menschen aus Erfahrungen ihres Lebens und aus Geschichten der biblischen Tradition.

*Erbarmen, Gedenken und  
Gerechtigkeit als Grund-  
strukturen des Lebens*

Nach biblischem Verständnis sind Erbarmen, Gedenken und Gerechtigkeit Grundstrukturen des Lebens. Menschen entdecken diese von Gott gegebenen Strukturen im Leben. Sie sind des Erbarmens, des Gedenkens und der Gerechtigkeit bedürftig.

Der Geschenkcharakter des Lebens kommt insbesondere in dem Begriff des Erbarmens zur Sprache, etwa in der Geschichte der Befreiung aus Ägypten oder im Neuen Testament in der Geschichte vom Barmherzigen Samariter. Erbarmen ist nach biblischem Verständnis allerdings etwas ganz anderes als Gefühllichkeit und Mitleid. Wir müssen das Wort erst wieder neu gewinnen.

In einer alten Geschichte wird die Leben förderliche, schöpferische Kraft des Erbarmens evident erzählt: Zwei Frauen streiten vor dem König Salomo um ein Kind. Jede der beiden Frauen beansprucht dasselbe Kind als ihr eigenes. Der König befiehlt, ein Schwert zu holen, um das lebendige Kind in zwei Teile zertrennen zu lassen. Da erbarmt sich die wahre Mutter des Kindes und verzichtet auf seinen Besitz, während die andere Frau nichts gegen die Zerteilung einwendet. Von der Mutter heißt es in Martin Luthers Übersetzung: „ihr mütterliches Herz entbrannte in Liebe für ihren Sohn“ (1.Könige 3,26). Das mütterliche Herz, hebräisch rachamim, ist *das Erbarmen, die freiwillige Selbstzurücknahme, um Leben Raum und Zeit zu geben.*

*Erbarmen ist lebensschöpferisch.*

Erbarmen ist die Option für Leben. Erbarmen bewahrt Leben vor Bedrohung und gibt ihm Raum und Zeit. Ein Verständnis von Erbarmen als Gefühl von Mitleid ist besonders für alte und kranke Menschen nicht lebensförderlich, sondern demütigend und verletzend. Wohl gibt es echtes Mitleiden mit anderen Menschen, ein Mittragen der Lasten. Aber in der Regel ist das Mitleidsgefühl ausschließlich ausgerichtet auf die Defizite, auf die es Betroffene gefühlvoll festlegt. Erbarmen dagegen schafft Raum und Zeit für Leben, weil es die Defizite ausfüllt, wie der barmherzige Samariter, der das Notwendende tut und ein Mehr dazu.

Aber warum Erbarmen für Menschen, um die es nicht mehr lohnt? Das ist die Frage einer ökonomisch durchorganisierten Leistungsgesellschaft. Doch ein „Es lohnt nicht mehr“ gibt es für die Wirklichkeit des Erbarmens nicht. Wo Menschen allein den Maßstab „lohnend – nicht lohnend“ an menschliches Leben anlegen, setzt der Realismus des Erbarmens ihn außer Kraft durch das Übermaß der Gnade.

Kommt im Erbarmen die Eigenart göttlichen Lebens als Anteilgabe und Anteilnahme zur Sprache, so im Verb des *Gedenkens* die Fürsorge. Ebenso wie Erbarmen ist Gedenken lebensschöpferisch. Es legt den Grund. Damit ist eine elementare Erfahrung angesprochen. Dass ein Mensch ist, hängt davon ab, dass jemand seiner gedenkt; und was ein Mensch ist, hängt davon ab, wer seiner gedenkt und wie sich jemand seiner an-

nimmt. Ein Kind, nach dem seine Mutter nicht sieht, kann nicht gedeihen, es sei denn, jemand tritt an die Stelle der Mutter. Ein Kind, dessen sich niemand annimmt, verwahrlost, oder es vergeht. An den Folgen von zu wenig Annahme und liebloser, gleichgültiger Annahme leiden Menschen ein Leben lang.

*Gedenken ist die schöpferische Kraft der Beziehung, die Leben in Bewegung bringt, trägt und erhält bis zuletzt.*

Von der Qualität des Gedenkens hängt die Qualität des Lebens ab. Gedenken ist vor aller Leistung und Vitalität, es ermöglicht diese erst.

Gedenken steht gegen Erinnerungsverlust und Gedankenlosigkeit. Im Leben aller Menschen, insbesondere im Leben von hoch betagten Menschen ist das von Bedeutung. Das Erinnerungsvermögen alter Menschen mag schwächer werden oder fast ganz verschwinden, das Gedenken und Erinnern der Umgebung kann das heilsam auffüllen. Das Gedenken von vertrauten Begleitern kann mit Bruchstücken aus der Lebensgeschichte eines Menschen Erinnerungen wecken, die das Vertrauen vermitteln, dass Leben bewahrt ist.

Doch es gibt eine Zeit, da hört auch das auf: Menschen vergessen und werden vergessen. Gottes Gedenken aber bewahrt auch vergessende und vergessene Menschen. Kein Mensch fällt heraus aus dem Gedenken Gottes. Man kann von Gottes Gedenken als einem riesigen, Welten und Zeiten umgreifenden Gedächtnis erzählen, um seine Menschen bewahrende Kraft zu verdeutlichen.

Ebenso wie Erbarmen und Gedenken sind nach der biblischen Tradition für das Verständnis des Lebens grundlegend die Gerechtigkeit und das Geschehen der Stellvertretung.

*Gerechtigkeit bezeichnet nach biblischem Verständnis die Fülle des Lebens in heilen menschlichen und sozialen Beziehungen, in denen Gottesbeziehung wahrnehmbar wird, weil Gott für Menschen eintritt.*

Dieses Leben ist gratis, Geschenk. Menschen können nicht leben, ohne dass ihnen jemand gerecht wird. Hier geht es nicht um die bekannte Maxime, dass jedem das Seine zugeteilt wird (suum cuique), sondern um die Gerechtigkeit, die in heilsamen Lebensbeziehungen gründet aufgrund von Treue und Verlässlichkeit. Am Lebensanfang und Lebensende ist das besonders offenkundig.

Die Botschaft der Rechtfertigung des Menschen aus Gnade, um Christi willen, durch den Glauben befreit, indem sie alle Maßstäbe der Bewertung umkehrt. Jeder Mensch ist von Bewertung frei, ist angenommen ohne Bedingungen, vor aller Leistung. Das setzt Leistung nicht außer Kraft, im Gegenteil, es setzt Leistung frei, aber es gibt ihr einen neuen Stellenwert.

Die Vision von Gerechtigkeit hat Israel mit der Hoffnung auf den Heilsbringer, den Messias, mit der Verheißung vom Knecht Gottes verknüpft: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus.“ (Jesaja 42,3) Diese Vision ist kontrafaktisch zu den Grundsätzen moder-

ner Leistungsgesellschaften. Glimmende Dochte haben da keinen Wert, ihnen wird der Sinn abgesprochen, sie lohnen vermeintlich nicht. Aber das Recht des Erbarmens kennt das Urteil „es lohnt nicht“ angesichts menschlichen Lebens nicht.

Das ist eine Herausforderung an Einzelne und an die Gesellschaft, denn es verlangt, mehr an Menschen zu sehen, als was man in der Perspektive des homo biologicus, sociologicus und oeconomicus wahrzunehmen vermag. Heile Lebensverhältnisse gründen in Gerechtigkeit und dem Recht des Erbarmens, das an Menschen unbedingt festhält, auch da, wo sie nur noch existieren, ohne Leistung und Produktivität, ohne Selbstverwirklichung und Produktion von Sinn. Unter dem Recht des Erbarmens erhalten Menschen, auch Menschen an der Grenze des Lebens, den Glanz eines Dochtes, der gnädig bewahrt wird. Unmenschlich ist es, wenn einem Menschen kein Mensch mehr gerecht wird.

### III. Ethische Gesichtspunkte

#### *Autonomie und Menschenwürde*

Autonomie, Selbstbestimmung und Produktivität sind hohe Güter, die die Menschlichkeit des Menschen und der menschlichen Gesellschaft bestimmen, sowohl im positiven wie im negativen Sinne. Autonomie ist die größte Entdeckung der Aufklärung, die Entdeckung der Fähigkeit zu vernünftiger Selbstbestimmung der Menschen und die Befreiung von Bevormundung. Es ist eine Wiederentdeckung, denn schon die antike

Philosophie wusste davon. Der Hochschätzung der Autonomie von Menschen muss der Respekt vor ihnen entsprechen. Aber: Respekt ist nicht beschränkt auf Menschen mit rationaler Autonomie! Das gilt gerade auch für die Begleitung alter Menschen.

„L' homme est visiblement fait pour penser; c' est toute sa dignité et tout son mérite.“ („Der Mensch ist offensichtlich zum Denken gemacht, darin besteht seine Würde und sein Verdienst.“) In dieser vernunftbegeisterten Parole Blaise Pascals ist eine lange Tradition von der klassischen griechischen Philosophie an über die Stoa und den Humanismus zusammengefasst, die letztlich auch im Autonomieverständnis Immanuel Kants endgültig formuliert wurde und die Menschenwürde als rationale Selbstbestimmung definiert. Absolutsetzung von Autonomie und Selbstbestimmung, ihre Hypertrophie, lässt ihren negativen Aspekt deutlich werden. Was ist mit Menschen, denen die Fähigkeit zur Autonomie durch geistige Krankheit abhanden gekommen ist?

Der Gebrauch des Begriffes Menschenwürde ist nur sinnvoll, wenn er *unbedingt und uneingeschränkt* gilt, d. h. wenn nicht Menschen darüber urteilen, welchen menschlichen Lebewesen, wann und unter welchen Bedingungen er zukommt und welchen nicht, d. h. wenn es mit dem Begriff Menschenwürde kein Quantifizieren gibt.

Die Einschränkung der Würde des Menschen auf rationale Autonomie hat auch immer wieder Eingang in die christliche Tradition gefunden. Diese Festlegung

hat bis heute breite Wirkung. Die Problematik und die Grenze dieser Definition bestehen darin, dass sie ganzen Gruppen von Menschen die Menschenwürde absprechen muss, weil sie die Würde von Menschen, die der Rationalität nicht, noch nicht oder nicht mehr teilhaftig sind, nicht denken kann. Menschenwürde ist vom Recht auf Leben abgetrennt und unter die Bedingung der Rationalität gestellt. Autonome, rationale Menschen produzieren Sinn bis zum gelingenden Sterben.

Aufgrund eines auf Rationalität eingeschränkten Menschenwürdeverständnisses wird am Anfang des Lebens für Selektion plädiert und am Ende wegen Fehlens von Autonomie, Selbstbewusstheit und Rationalität u. U. die vorzeitige Beendigung des Lebens verlangt.

Demgegenüber ist der in der jüdisch-christlichen Tradition begründete Begriff Menschenwürde dadurch gekennzeichnet, dass er menschlichen Wesen unabhängig von ihrer geistigen Ausstattung und ihren Fähigkeiten allein um ihres Menschseins willen – weil Gott ihrer gedenkt – Würde zuspricht. Der Mensch ist, wie der Theologe Eberhard Jüngel formuliert, als Mensch „eine *iure divino* und eben deshalb *definitiv anerkannte Person*“. Der Name Gottes steht in dieser Tradition als Hinweis auf einen Lebensschutz nach Maßgabe dessen, dass „das geknickte Rohr nicht zerbrochen und der glimmende Docht nicht ausgelöscht“ wird. Das ist die Kultur des Erbarmens und der Gerechtigkeit der jüdisch-christlichen Tradition. Der Externitätsbezug sichert die Unbedingtheit der menschlichen Würde und die Unan-

tastbarkeit des Lebensschutzes. Aufgrund seiner Existenz gebührt einem jeden Menschen Respekt.

#### *Passivität, Abhängigkeit und der Geschenkcharakter des Lebens*

Die Definition des Menschen ausschließlich über seine Leistung führt zu einer folgenreichen Ausblendung der primären Passivität im Leben. Diese primäre Passivität kann unterschiedlich interpretiert werden. In ihr kommt entweder zur Sprache, was philosophisch Geworfenheit ins Dasein genannt wird und was im Zorn formuliert wird: „Ich bin nicht gefragt worden, ob ich leben will“. Oder es kommt darin der Hinweis darauf zur Sprache, dass Leben mehr ist als das, was ein Mensch daraus macht und worüber er verfügt.

Es ist der Erfolg der Tyrannei der Selbstverwirklichungs- und Leistungsgesellschaft, dass Menschen verlernt haben den bedingungslosen Geschenkcharakter des Lebens wahrzunehmen und zu genießen, bevor sie aktiv werden. Man kann geradezu von einer Verwechslung von Aktiv und Passiv im Leben sprechen, die die menschliche Fähigkeit zu Genuss und Freude einschränkt. Zwar heißt es, „geben ist seliger als nehmen“, aber vor dem Geben gilt es, sich als gegeben anzunehmen, wahrzunehmen, was einem zuvorkommt. Ohne die Dimension des Geschenks geht ein großer Reichtum des Lebens verloren. Können wir diesen Reichtum immer wieder leben und so die einseitige Konzentration auf die Angst vor Abhängigkeit mindern?

Aufgrund des Erbarmens ist Leben Geschenk, Gabe. Der amerikanische Philosoph Michael J. Sandel weist im philosophischen Denkkontext auf, welche Lebensdimension verloren geht, wenn das Gegebenheit des Lebens, the giftedness, nicht mehr anerkannt wird und Menschen sich insbesondere mittels der Eugenik anmaßen über Leben zu verfügen.

### Freude und Genießen

In allen Lebensphasen sind Freude und Genussfähigkeit von Bedeutung. Das gilt auch für das Alter. Nicht nur das gewisse notwendige Gedächtnistraining und der Imperativ zu mehr Selbstbewusstsein im Alter sind dem Altersrassismus (Frank Schirrmacher) entgegen zu setzen, sondern die menschliche Fähigkeit zu genießen und die Gabe der Freude. Die Psalmbeter hatten ein ungebrochenes Verhältnis zu Genießen und Freude, wenn sie im Loben zur Sprache brachten: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ (Ps 103,2) Die biblische Tradition hat ein ganz weltliches Verständnis von Lebensfreude und Genuss: Menschen, die sich und ihr Leben verdanken, können das Leben und seine Gaben genießen. Freilich muss hier eingestanden werden, dass die Fähigkeit zu Freude und Genuss unverfügbar ist. Freude ist, wie der Apostel Paulus sagt, eine Gabe des Geistes. Aber Menschen, die andere begleiten, können versuchen, Freude zu provozieren, am ehesten möglicherweise durch Gespräche und Reden, wenn darin echte Anteilnahme deutlich wird.

### Klage

Da aber, wo es keinen Genuss und keine Freude mehr gibt, wo sich keine Perspektive auftut, wo das Leiden unerträglich wird und Leben aussichtslos erscheint, darf und muss geklagt werden. Auch für die Klage gibt das Gebetbuch der Bibel, der Psalter, Anleitung. Anders als das Gejammer, geht die Klage über die eigene Not hinaus auf ein Gegenüber zu. Angesichts der in der Literatur zum Sterben und zur Sterbebegleitung so häufig formulierten Forderung nach Integration und nach dem Gelingen des Sterbens muss immer wieder darauf verwiesen werden, dass in der Mitte des christlichen Glaubens die Erinnerung an einen Klageschrei steht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Der Name Gottes steht dafür, dass Klagen nicht im Leeren verhallen.

### Das Geschenk des endlich begrenzten Lebens

Erbarmen schenkt Raum und Zeit und damit Leben. Doch daraus ergibt sich kein Zwang dazu, Leben mit allen Mitteln der medizinischen Technik zu verlängern. Im Kontext der Geschichte Gottes kann auch Sterben als Gnade erfahren werden. Die Entscheidung darüber, wann der Zeitpunkt gekommen ist, Leben nicht mehr künstlich zu verlängern, etwa keine PEG zu legen, ist immer eine Grenzentscheidung und sollte niemals von einem Einzelnen gefällt werden, sondern von einem Gremium, in dem möglichst Angehörige, ein Arzt und Pflegendе zusammen im Respekt vor dem Patienten entscheiden. Wenn mög-

lich, muss verhindert werden, dass Menschen am Lebensende in einer Notfallambulanz sterben müssen. Der Ehrgeiz der Notfallhelfer, dass in ihrem Auto niemand stirbt, ist verständlich. Aber es kann auch dafür Sorge getragen werden, dass manche Fahrt in einem Notfallwagen gar nichts erst angetreten wird. Allerdings bedarf es auch für dieses Urteil sorgfältiger medizinischer, pflegerischer und menschlicher Abwägung.

Am Ende des Lebens sind Grenzen des ‚Machens‘ zu wahren. Die Grundsätze der Bundesärztekammer plädieren für eine Begrenzung der Verpflichtung zur Lebenserhaltung. Es ist notwendig geworden, über die Grenzen des Lebens nachzudenken und zu bedenken, dass es angesichts von Sterbenden und eingedenk der Unverfügbarkeit des Lebens nicht Aufgabe verantwortlichen ärztlichen Handelns sein kann, Sterbenden das Sterben zu verlängern, zu erschweren und ihnen so durch gewaltsame Durchsetzung des Rechts auf Leben das zum Leben gehörende Recht auf Sterben zu verweigern.

Ärztlicher Beistand heißt auch, dass im irreversibel auf den Tod zugehenden Leben die Linderung von Leiden vor der künstlichen Verlängerung des Lebens stehen muss. Wann aber ist der Zeitpunkt erreicht, an dem diese Entscheidung gefällt werden darf und gefällt werden muss? Die Entscheidung muss getroffen werden, obwohl Intensivmediziner, die aus langer Erfahrung den so genannten point of no return erkennen, eingestehen, dass es auch bei dieser Entscheidung keine unfehlbare Gewissheit gibt. Auch dazu gibt es keine

Handlungsanweisungen aus theologischer Perspektive. Aber es gibt im Horizont des christlichen Lebensverständnisses die Ermutigung dazu, diese Entscheidung nach bestem medizinischen Wissen zur rechten Zeit im Bewusstsein dessen zu fällen, dass menschliche Lebenszeit letztlich nicht in Menschenhand steht. Deshalb sind für diese Entscheidung Unterscheidungen zu wahren: Unbedingt geboten ist die Unterscheidung von aktiver und passiver Sterbehilfe, um menschliches Sterben dem Machbarkeitswahn zu entziehen und die Situation des Wartens auf den Tod zu wahren. Mit dem Warten auf den Tod bleibt die Unverfügbarkeit menschlichen Lebens und Sterbens gewahrt.

Die Entscheidung für die Änderung des Therapiezieles von der Lebenserhaltung zur Begleitung im Sterben geschieht in Übereinstimmung mit der Anerkennung der letzten Passivität im Leben. Es gibt einen Zeitpunkt im Leben, von dem an das „dem Leben Raum geben“ heißt, dem zum Leben gehörenden Sterben Raum zu geben.

## IV. Getröstetes Sterben

Dem Leistungsdenken im Blick auf die „Leistung des Sterbens“ und der Forderung nach „gelingendem Sterben“ steht das Angebot eines viel weiteren Lebensverständnisses gegenüber: Der Mensch ist Geschichte, bestimmt und getragen von einer Fülle von Geschichten. Dem Glauben erschließt sich in diesen Geschichten die Geschichte Gottes. Insofern ist ein Mensch viel mehr als nur ein Ich. In Beziehungen kommt ihm zugute,



was sein Leben ausmacht. In Beziehungen realisiert sich, was Gnade genannt werden kann. Das gilt auch für die Grenze des Lebens.

Der Glaube erschließt die Möglichkeit, die Grenze vom Leben, aufgehoben in der Geschichte Gottes, als gnädig gesetzte Grenze zu verstehen. Im Kreuz Jesu Christi ist Gott selbst an den Ort äußerster Verhältnislosigkeit gegangen. Die Hingabe Jesu Christi in den Tod aus Liebe hat die Verhältnislosigkeit überwunden und den Tod besiegt. So hat es der Osterglaube erfahren. Von daher entsteht den Glaubenden die Hoffnung, dass im Tode nicht das Nichts, sondern Gottes Macht sie hält und seine Liebe sie begrenzt.

*Menschenwürdig sterben heißt, sich in der Grenze bergen können, die die Allmacht der Liebe Gottes setzt. Mitunter wird dabei auch die Klage, gar der Schrei der Verzweiflung laut, aber sie gehen nicht ins Leere, sie erfahren Beistand.*

Das Kreuz Jesu von Nazareth als das zentrale Symbol des christlichen Glaubens erinnert an ein Ereignis menschenunwürdigen Sterbens – allein, verlassen, von allen verhöhnt und angefeindet, laut schreiend starb Jesus von Nazareth. Und es erinnert als Element des Osterglaubens an das Bekenntnis des barmherzigen Gottes zu dem leidenden, sterbenden, toten Jesus von Nazareth und damit an das Geschehen der Überwindung tödlicher Verhältnislosigkeit und Verlassenheit.

Der Vortrag wurde gehalten am 14. 04. 2010 in Bad Boll vor Mitarbeitern der Diakonie. Er ist eine knappe Zusammenfassung des Buches: SCHNEIDER-FLUME, GUNDA, *Alter – Schicksal oder Gnade? Theologische Überlegungen zum demographischen Wandel und zum Alter*, Göttingen 2008.

Der Sieg des Lebens über den Tod bedeutet für die Begleitung Sterbender, dass Menschen, die Leidende und Sterbende begleiten, Mitarbeiter sind an der Perspektive des Erbarmens. Mit ihrer Pflege bringen sie die Beziehung des Gedenkens und Erbarmens in eines jeden Menschen Sterben als tragende Kraft gegen den Tod.

In dem von Walter Jens und Hans Küng herausgegebenen Band „Menschenwürdig Sterben“, der, was die Ausführungen von Walter Jens angeht, inzwischen durch das Geschick von Jens widerlegt ist, hat der Kinderarzt Dietrich Niethammer die Stimme des christlichen Glaubens artikuliert. Er erzählt von einem für ihn während des Medizinstudiums schockierenden Erlebnis, als ein 12jähriges krebskrankes Mädchen durch die Angst der Pflegenden und der Eltern völlig isoliert, keinem Wort mehr zugänglich war. „Eines Tages war Jutta gestorben, ohne dass jemand bei ihr war.“ Für Niethammer steht fest, dass dieses Sterben menschenunwürdig war. Als Arzt beschreibt er den Beistand am Lebenden folgendermaßen: „Manchmal heilen, häufig lindern, immer trösten!“ Trost, das ist die Rückenstärkung, weil jemand neben einem steht, die Hand hält und mit erträgt, was ein Mensch zu ertragen hat. Sollte man deshalb nicht besser statt von gelingendem von getröstetem Sterben sprechen?

## B U C H B E S P R E C H U N G

*Gunda Schneider-Flume, **Leben ist kostbar. Wider die Tyrannei des gelingenden Lebens**, Göttingen, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, 2008 (erste Auflage 2002)*

Die Monographie *Leben ist kostbar* erscheint im Jahr 2002 als eines der ersten Bücher von Gunda Schneider-Flume, das sich der Thematik von Leben, Würde, Krankheit, Alter und Sterben annimmt. Besonders prägend für die These des Buches ist die ausführliche exegetische Beschäftigung der Autorin mit den Psalmen, die Auseinandersetzung mit der Arbeit des Entwicklungspsychologen Erik H. Erikson, sowie die Ausarbeitung einer Dogmatik, deren Ontologie in der Vorstellung von Geschichten als Ort des Lebens gründet.

Der Titel des Buches enthält ihre These in zwiefacher, komplementärer Aussage: *Leben ist kostbar*, „zum Genießen und zur Freude“ (S.9), und zugleich fließt aus dieser Aussage der theologische Auftrag dieses Buchs: „Wider die Tyrannei des gelingenden Lebens“. Dieser zweite Teil des Titels stellt den Leser vor die Frage nach seinem (oft implizierten) Verständnis des Wertes von Leben: in unserer Zeit und unserem modernen und postmodernen Denken ist das Gelingen des Lebens die Bedingung für den Wert des Lebens geworden, sowohl in den kleinen Schritten im Leben, als auch vor allem in der Gesamtschau unserer Biographie. Unser Leben, so denken wir heute, ist nur dann lebenswert, wenn



wir es als gelungen betrachten - am Anfang des menschlichen Lebens wie auch an seinem Ende. Die Autorin macht in diesem Band auf bemerkenswerte Weise auf die „Tyrannei“ eines Lebens aufmerksam, das gelingen muss – ein modernes Gebot, dessen Ursprung die Autorin im Aufbruch in die Moderne in der Aufklärung sieht und dessen fast unausweichlich gewordene Präsenz sie in unserem Denken, auch in unserem theologischen Denken, aufspürt.

Die Grundlage ihres theologisch-dogmatischen Denkens ist der Gedanke, dass unser Leben nicht für sich existiert,

sondern immer schon in Beziehungen eingeschrieben ist. Diese ontologische Bestimmung sieht Menschen als „in die sie tragende Geschichte hineinerzählt“ (S. 64). Diese Geschichten sind ein Geflecht von Geschichten, die von Anfang an Geschichten von Gott sind: so ist auch unser Leben eine Geschichte Gottes. Wir sind von diesen Geschichten umgeben und sie bestimmen unsere Zugewandtheit zur Welt und zu den Geschichten, die wir leben: die „passive Konstitution [des Menschen] ebenso wie seine Aktivität verdankt sich den Geschichten, die ihn umgeben und tragen.“ (S. 65) Zugleich kann Gott auch nicht mehr als abgelöst vom Menschen betrachtet und angesprochen werden, sondern als immer schon dem Menschen in ihrer gemeinsamen Geschichte nahe.

Schneider-Flume beginnt das Buch mit einer Vorverständigung über das Leben als Gabe und Geschenk Gottes. Dieser biblische Gedanke trägt in sich die Voraussetzungen für das Verständnis von der Verletzung des Lebens in der Krankheit, vom Anfang des Lebens in der Geburt und vom Ende des Lebens im Sterben: der Geber des Lebens ist ohne Bedingungen mit dem Leben verbunden – Gott hat sich „in der Welt für die Welt hingegeben“ (S. 22). Und so versteht die Autorin Leben als in Beziehung-Stehen nicht nur zum Schöpfer, sondern auch zum Mitgeschöpf – mit ihnen in Geschichten verbunden.

Zur Fülle des Lebens gehört nach biblischem Verständnis auch die Erfahrung von Leid und Verlust, von Bedrohung und Verlassenheit. Die Autorin erkennt

in der Klage des Menschen seine Antwort auf dieses Geschick, und sie macht deutlich, dass, wie die Freude auch die Klage ihren Platz im Leben des Menschen hat: Gott selbst kennt die Klage und die Verlassenheit im Leiden am Kreuz. Die Klage ist nicht Ausdruck des Verlustes der Nähe Gottes, sondern im Gegenteil der Ruf nach der Nähe Gottes, der gerade im Leiden mit dem Menschen ist – so wird das Kreuz zum Zeichen der Nähe Gottes.

Für die Autorin ist die Erfahrung von Leiden eng verbunden mit dem Verständnis von der Identität des Menschen, der Leid und Verlust als Verletzung seiner Identität versteht, als Störung der Planbarkeit des Lebens und Infragestellung seiner Ganzheit. Schneider-Flume stellt zusammen mit Henning Luther diesem Kontinuitäts- und Ganzheitsverständnis des modernen Menschen das Konzept des Fragment-Seins gegenüber. Fragment-Sein bedeutet das Erkennen unseres „Angewiesensein[s] auf Vollendung [...]“. Erst und nur wenn wir aus diesem Verwiesensein unserer fragmentarischen Existenz leben, sind wir gerechtfertigt, nicht aber wenn wir bereits versuchen, ganz zu sein“ (S. 59, Zitat H.Luther)

Die Mitte des Buches nimmt die Betrachtung von Gesundheit und Krankheit ein. In ihrem Verständnis hat Gesundheit heute Vorrang vor dem Leben – dabei macht die Krankheit Leben zu einem „Unleben“ (S. 87). Die Vorstellung, dass Gesundheit „machbar“ ist, ist eng verbunden mit dem vom biblischen Text selbst in Frage gestellten Zusammen-

hang von Krankheit und Schuld. Schneider-Flume stellt diesem Denken die Aussage entgegen, dass Krankheit nicht dem Nichtigen zugeordnet werden soll, sondern ein Raum ist, in dem Gott in seinem Erbarmen dem Menschen nahe ist. „Nicht die selbstverantwortete Rechtschaffenheit und eine daraus folgende selbstverantwortete Gesundheit, sondern die gelebte Beziehung zu Gott macht die Kostbarkeit des Lebens aus“ (S. 90).

Im Zeitalter der Machbarkeit wurde auch das Sterben zu einer Erfahrung im Leben, die gelingen muss. Sterben wird als Schlussstein des Lebens angesehen, der dem Leben seinen sinnvollen Abschluss gibt, gleichzeitig wird „der Tod als Abschiednehmen verharmlost, und das so geleitete Reden vermag der Erfahrung von sterbenden Menschen und von Menschen, die Sterbende begleiten, nicht gerecht zu werden.“ (S. 106). Unser Wunsch ist seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert der eines schönen, „würdigen“ Todes. „Würdig“ wird dabei als „selbstbestimmt“ definiert. Gegen dieses moderne Bedürfnis nach Autonomie stellt die Autorin die Befreiung von dem Diktat eines gelingenden Lebens bis in die letzten Augenblicke unseres Lebens: das durch die biblische Tradition geprägte Denken versteht Menschenwürde „insofern umfassender, als es die Würde des Menschen schon vor der rationalen Selbstbestimmung in dem primär passiven Gegebensein des Menschen begründet denkt. Vor der menschlichen Selbstbestimmung steht die ursprüngliche Beziehung, vor der Ausbildung der Rationalität die Anrede, vor der Wahrnehmung

von Verantwortung der Zuspruch.“ (S.107) Schneider-Flume macht in sehr überzeugender Weise deutlich, dass der Mensch, der den leidenden und sterbenden Menschen pflegt und begleitet, die Instanz ist, die dem Leidenden Würde und Identität in der Beziehung „von Angesicht zu Angesicht“ verleiht: Pflegende bringen „die Beziehung des Gedenkens und Erbarmens in eines jeden Menschen Sterben als tragende Kraft gegen den Tod“ (S. 108). Erst das Sterben „ohne Beistand, allein und verlassen [ist] menschenunwürdig und trostlos“ (S. 109), Die Begleitung und der Beistand durch den anderen Menschen wahrt die Integrität des Sterbenden.

Zuletzt fragt Schneider-Flume nach der Sinntotalität des Lebens, die in unserem Denken an Erfolg und Gelingen des Lebens messbar ist und deren Garant Gott selber sein soll. Gelingen ist jedoch nur eine Seite Gottes, und auch diese Seite ist eher ein Überbegriff für die Vielheit der Stimmen, die aus den Geschichten von Gott sprechen. Die andere Seite ist das Leiden Gottes, der am „tiefsten Punkt menschlicher Existenz“ war: „Man sagt zu wenig von Gott, wenn man ihn mit der metaphysischen Tradition als Sinntotalität setzt, und man verfehlt die Geschichte des Erbarmens, wenn man Gott als Bedingung der Möglichkeit gelingenden Lebens bestimmt“ (S. 129). Das Erbarmen Gottes und sein Zuspruch, dass er Gott-mit-uns in der Person Christi sein will, enthebt uns des Diktats eines gelingenden Lebens.

*Agnes Dannhorn*

Berthold Rath



## Alt werden auf der Straße

Diakon in der Tagesstätte „Wärmestube“  
der Evangelischen Gesellschaft (eva) in Stuttgart

„Für mich ist die Botschaft des Evangeliums die Grundlage und Motivation meines Berufs, meiner Berufung – so wie es das Leitbild der eva zum Ausdruck bringt: **Diakonie ist Ausdrucksform des Glaubens an Jesus Christus in tätiger Nächstenliebe.** Gott hat mir Herz und Hand für Menschen gegeben, die in unserer Kirche und in der Gesellschaft nur am Rand vorkommen. Er ist uns Menschen in Freundlichkeit und in seiner Menschenliebe entgegen gekommen (Titus 3,4) – für mich ein Grund, jedem Menschen auf Augenhöhe zu begegnen: **Wir glauben, dass jeder Mensch eine von Gott geschaffene, einzigartige und geliebte Persönlichkeit ist. Dies macht seine Würde aus. Wir begegnen jedem Menschen als Ebenbild Gottes.** Das bedeutet z. B. auch, die Lebensentwürfe und –entscheidungen anderer zu akzeptieren in ihrer Selbstbestimmtheit und Originalität...“

Es gibt unter uns Menschen, die auf der Straße leben. Darunter sind auch ältere Menschen. Was bedeutet das für sie, auf der Straße zu leben und was sind bzw. waren ihre Beweggründe? Zwei Männer erzählen von ihren persönlichen Erfahrungen auf der Straße. Der erste unter Ihnen, Herr N., lebt inzwischen im Pflegeheim, der andere, Herr G., erzählt offen von seinem Leben auf der Straße.

Herr N. kam auf die Straße als er Mitte der Achtzigerjahre aus einem DDR-Gefängnis in den Westen gebracht wurde:

*Berthold Rath (B.R.): Herr N., woher kommen Sie ursprünglich?*

H.N.: Ich bin in Saalfeld/Saale in Thüringen aufgewachsen und bin gelernter Schmied von Beruf. Ich habe mich mit dem DDR-System angelegt und wurde von der Stasi beobachtet – meine

Akten habe ich aber nie eingesehen. Ich musste für 4 ½ Jahre hinter Gitter.

*B.R.: Warum mussten Sie ins Gefängnis?*

H.N.: Mitte der Achtzigerjahre habe ich Republikflucht begangen, wurde aber erwischt. Die Zeit im Gefängnis war nicht leicht, ich wurde nicht gut behandelt.

*B.R.: Als sie aus dem Gefängnis entlassen wurden...*

H.N.: ...da wurde ich mit einem Bus voller anderer Abtrünniger von Karl-Marx-Stadt abgeholt. Sie brachten uns in den Westen, zunächst landeten wir in Rastatt in einem Übergangwohnheim. Nach zwei Wochen kamen wir in ein Wohnheim in Stuttgart.

*B.R.: Wie kam es, dass Sie auf der Straße gelandet sind?*

H.N.: Ich hatte Kumpels auf der Straße kennengelernt, mehr aus Blödsinn habe ich gesagt: „Ich will mal auf die Straße – freiwillig.“ Ich wollte wissen, wie es draußen ist. Wir waren eine gute Truppe, sechs Leute, die zusammen „Platte“ gemacht haben – übrigens bin ich der einzige, der von der Gruppe heute noch lebt. Wir haben uns gut verstanden und konnten uns gegenseitig helfen. Alleine sollte man das auch nicht machen, da kommt man nicht recht weg.

*B.R.: Erzählen Sie doch, welche Erfahrungen Sie auf der Straße gemacht haben.*

H.N.: Wir haben viel erlebt, aber auch Dummheiten gemacht! Wir hatten ein gutes Verhältnis zur Polizei, sie waren fast wie Kumpels zu uns. Wir haben viel gegrillt, das Fleisch haben wir in der Kaufhalle geklaut, und manchmal auch die Polizei dann zum Essen eingeladen. Die wussten natürlich nichts davon. Im Kiosk von Onkel Otto gab es günstiges Bier – da konnte man immer anschreiben lassen.

*B.R.: Wo haben Sie übernachtet?*

H.N.: Übernachtet haben wir auf dem Pragfriedhof, da gab es eine Gruft, die überdacht war, da hatten wir unsere „Seelenruhe“. Wir waren geschützt – ja, man hat sich daran gewöhnt. Und wir hatten ein Armeezelt für 6 Mann und schliefen zeitweise auf einer Wiese, die Erlaubnis vom Bauern hatten wir. Wir haben ihm geholfen, den Stall ausgemistet, Vieh gefüttert etc. und dafür Eier bekommen. Im Winter war das Ganze schwieriger. Da schliefen wir unter der Brücke, da hat es nicht reingeschneit.



Ich hatte auch einen Schäferhund, der auf uns aufgepasst hat, da hat sich keiner hin getraut. Es ist mir nie was passiert. Wenn mal jemand aus unserer Clique geklaut hat, hat er es zu spüren bekommen: Einmal haben wir einen bei Nacht nackt ausgezogen und weggeschickt.

*B.R.: Wie stand es mit den Finanzen?*

H.N.: Ich habe in Stuttgart manchmal „Sitzung gemacht“, in der Fußgängerzone oder am Hauptbahnhof. 60 Mark am Tag waren schon drin. Wenn Faschingszeit war, konnten es auch mal 180 DM am Tag sein, denn wenn die Leute be-

trunken waren, haben sie mehr gegeben - da waren auch Scheine drin. Wenn es gereicht hat, bin ich dann wieder gegangen. Ich hatte immer Geld. Ich habe vom Sozialamt ja auch Geld bekommen. Vor dem Wochenende haben wir verschiedene Sozialämter abgeklappert und den Wochenendsatz von 50 DM geholt. Wir haben ihn aber nicht nur in Stuttgart geholt, sondern auch in anderen Städten, z. B. in Esslingen, Heilbronn etc.. Als dann die Computer eingeführt wurden, ging das nicht mehr, ich hatte dann mein „Esslingenverbot“.

*B.R.: Woher bekamen Sie noch Unterstützung?*

H.N.: Ich war damals oft in der Wärmestube der eva in der Neckarstraße. Im Winter konnte ich mich aufwärmen. Dort gab es auch warmes Essen, man konnte sich Umziehen und Duschen.

*B.R.: Eines Tages mussten Sie weg von der Straße.*

H.N.: Ich hatte oft Sehnsucht nach einer Wohnung. Aber ich war ja freiwillig auf der Straße, und meine Freiheit war mir lieber. Doch ich musste weg von der Straße, weil es nicht mehr ging. Mich hat es „zusammengenhauen“. Verschiedene Krankheiten machten das Leben auf der Straße unmöglich: Das Herz, die offenen Beine, Geschwüre, Lungenentzündung... Ich habe alle Krankenhäuser durchgemacht – am Ende kam ich zur Erkenntnis, dass es nicht mehr geht. Ich hatte solche Schmerzen, es war einfach zu beschwerlich. Über eine eva-Mitarbeiterin bekam ich eine Wohnung in Untertürkheim. Weil ich nicht mehr Treppen steigen konnte, bekam ich eine

Parterrewohnung. Ich konnte nicht mehr einkaufen gehen.

*B.R.: Und nun sind Sie im Pflegeheim...*

H.N.: ...ja, weil ich einen Schlaganfall hatte. Notgedrungen bin ich hier, weil es nicht mehr anders ging. Ich sehne mich manchmal wieder zurück. Wenn ich die Krankheit nicht hätte, wäre ich längst weg. Das ist für mich ein Abstieg. Mir ist es hier viel zu langweilig. Ich mache bei den Angeboten nicht mit, außer bei den Mahlzeiten.

*B.R.: Wenn Sie könnten, würden Sie wieder so entscheiden?*

H.N.: Ja, ich würde wieder so entscheiden, ich würde wieder auf die Straße gehen, das war gut so!

#### **Herr G., 74 Jahre alt, erzählt:**

„Ich war von Beruf zunächst Industriekaufmann, 20 Jahre lang bin ich in Stuttgart Taxi gefahren. Nach der Wende haben wir Unfallfahrzeuge aufgekauft und in Richtung Osten verkauft. Ich verbrachte 1 ½ Jahre im Gefängnis, wurde vorzeitig auf Bewährung entlassen. Im Gefängnis hatte ich einen guten Kontakt zum evangelischen Pfarrer, der mich sehr unterstützte. Ich war für die Sauberkeit in den Besucherräumen und im Kirchenraum zuständig, ich war so was wie Mesner – in meiner Kindheit war ich auch mal Ministrant. Er fuhr mich dann nach der Haftentlassung zu meinem Freund Ali in Stuttgart, der nahm mich erst mal auf – meine Wohnung war ja nach den Jahren weg.

Nach ein paar Monaten musste ich nach einer anderen Bleibe suchen, aber da gab es mit dem Sozialamt Probleme. Und ich war auch nicht richtig hinterher, habe mich nicht weiter darum gekümmert und nichts Neues gesucht. Ich habe mich geschlagen gegeben. Ich hielt mich dann immer wieder in verschiedenen „Pennerheimen“ auf, auf Dauer war das aber nichts für mich. So bin ich seit etwa 15 Jahren - mit Unterbrechung - auf der Straße.

Ein schicksalshafter Tag hat mein Leben verändert. Ich habe eine Frau kennen gelernt, bei der ich wohnte. Wir verbrachten eine schöne Zeit bis sie überraschend verstarb. Ich fühle mich an ihrem Tod schuldig und mache mir heute noch Vorwürfe. Ich wohnte weiter in ihrer Wohnung, aber weil mein Name nicht im Mietvertrag notiert war, musste ich aus der Wohnung. Nach drei Jahren kam die Zwangsäumung. So landete ich wieder auf der Straße. Wieder ging ich in verschiedene Wohnheime, aber es war einfach zu schwierig. Ich musste z. B. mein Geld abtreten und durfte nur ein kleines Taschengeld für mich behalten. Das wollte ich aber nicht. Ich war in einem Wohnheim, in dem ich mit der Sozialarbeiterin überhaupt nicht klar gekommen bin. Sie hat mir alles Mögliche vorgeschrieben, irgendwelche Kleinigkeiten, z. B. wollte sie mir die Anzahl meiner Pinkelflaschen vorschreiben. Ich habe meine Eigenständigkeit verloren, das war für mich Drangsal, pure Diskriminierung. Ich hatte mein eigenes Zimmer, aber wenn sie morgens kam, war das Stress pur. Ich wurde wie ein kleines Kind behandelt, ich war ihr ausgeliefert,

meine Vorschläge für Verbesserungen und Erleichterungen hat sie abgewiegelt.

Wenn ich „Platte mache“, gibt es auch psychische und physische „Drangsalien“, aber draußen zu sein ist für mich die menschlichere Alternative. Die Freiheit ist doch das Größte für den Menschen. Draußen bin ich frei, da kann ich autark sein, zehnmal lieber auf der Bank frieren als sich dem „Terror“ zu fügen. Da entscheide ich selber über meinen Tagesablauf.

Mit meiner Behinderung ist es jedoch auf der Straße eine große Strapaze. Ich kann nicht mehr liegen, weil ich dann nicht mehr hochkomme. Vierundzwanzig Stunden am Tag sitze oder stehe ich. Ich habe einen Herzfehler, habe offene Beine und Wasser in den Beinen. Jetzt bin ich regelmäßig im Krankenhaus. Eigentlich müsste ich mich nachts hinlegen. Ich verbringe meine Zeit tagsüber in verschiedenen Einrichtungen wie zum Beispiel hier in der Wärmestube der eva oder in Bad Cannstatt im Café 72 von der Ambulanten Hilfe. Dort kann ich mich aufwärmen und ich bekomme etwas zu Essen und zu Trinken, kann fernsehen und habe Menschen, die mich kennen. Andere Besucher und die Sozialarbeiter helfen mir und unterstützen mich. Ich fühle mich hier akzeptiert. Zu Essen finde ich auch im Mülleimer immer etwas. Ich lagere meine Sachen in großen Papiermüllcontainern. Ich habe mir dafür ein System überlegt. Ich lagere die Tüten dort und bevor die nächste Leerung kommt, entnehme ich sie wieder rechtzeitig und lagere sie um in andere Container. Nur leider klappt das manchmal nicht oder die Leerungs-

termine verändern sich und meine Sachen sind dann weg, auch wenn andere beim Stöbern auf meine Sachen gestoßen sind.

Ich übernachtete z. B. in Friedhofstolletten. Ich habe das mit dem Friedhofsaufseher abgesprochen. Da ich nicht liegen kann, habe ich dort sitzend übernachtet. Da kam es auch schon vor, dass nachts um 3 Uhr die Polizei da stand und mich rausgeworfen hat: „Morgen sind sie draußen – wir wollen Sie hier nicht mehr sehen!“

Abends und nachts verbringe ich öfters meine Zeit in einem Fastfood-Restaurant. Nach Mitternacht wird es da oft laut durch die vielen Jugendlichen. Um 1 oder 2 Uhr verlasse ich das Restaurant und bin bis ca. 5 Uhr auf der Straße. Dann fahre ich mit der S-Bahn hin und her. Ich schlafe ein und wache irgendwo auf – Erholung ist das keine! Auf der harten Parkbank kann ich nachts keinen Schlaf finden. Wenn ich auf dem Boden liege, komme ich alleine nicht mehr hoch.

Einmal fragte mich eine Frau, ob ich keinen Schwerbehindertenausweis hätte mit einem „B“ (*Merkzeichen B – die Notwendigkeit ständiger Begleitung, berechtigt zur unentgeltlichen Mitnahme einer Begleitperson in öffentlichen Verkehrsmitteln*), dann könnte sie mich begleiten. Einen Schwerbehindertenausweis habe ich aber nicht, weil die Schwerbehinderung vom Arzt ausgestellt werden muss, ich aber keinen Hausarzt habe – ich habe doch nichts...

Vor kurzem war es wieder so, dass ich nicht mehr konnte. Ich bat eine Frau,

mir vom Discounter auf der gegenüberliegenden Straße einen Einkaufswagen zu holen. Über diesen Einkaufswagen konnte ich mich legen und sie rief dann den Krankenwagen. Es kam ein Notarztwagen der Feuerwehr und sie brachten mich gegen mein Veto in ein Krankenhaus, in dem ich einmal schlecht behandelt wurde. Die Krankenschwester in der Notfallaufnahme unterstellte mir, dass ich meine Beschwerden simulieren würde und enthielt mir meine Krücken vor. Ich stürzte zu Boden, wurde eine Zeit liegen gelassen.

Auf der Straße werde ich oft freundlich angesprochen. Menschen bieten mir ihre Hilfe an. Ich bedanke mich und sage zu ihnen „Ich brauche nur Zeit!“. Manche „fromme Brüder“ sprechen mich an und wollen wissen, wie es dazu kam, dass ich so daherkomme. Sie sprechen so schnell von Vergebung, aber kann man es sich so einfach machen...? Im Singkreis singe ich schon die Lieder mit. Wenn ich in der Kirche das Vaterunser bete, dann kann ich nicht alles mitbeten, ich höre zwischendrin auf. Wenn Gott mir meinen größten Wunsch erfüllen würde - mir meine Partnerin wieder zu geben!

Lange schaffe ich es gesundheitlich nicht mehr, auf der Straße zu sein. Ich brauche eine kleine Wohnung, da kann ich machen, was ich will. Ich kann es mir nicht vorstellen, in die Pflege zu gehen – niemals! Immer wieder ins Krankenhaus zu gehen, das geht so aber auch nicht weiter. Außerdem ist das für den Steuerzahler sehr teuer. Ich muss das in den Griff bekommen!“

Hannah Poppe



## Begegnungen im Pflegeheim

Es ist kurz nach neun Uhr morgens und schon einige Zeit sind die Mitarbeiter des Pflegeheims damit beschäftigt, die Bewohner zum Gottesdienst zu bringen. Viele Male fährt der Aufzug rauf und runter und transportiert die Leute aus den verschiedenen Wohnbereichen in das Erdgeschoss. Die Bewohner in den Rollstühlen werden geschoben, andere bewegen sich langsam mit dem Rollator vorwärts und einige wenige schaffen es alleine zu Fuß.

Heute feiern wir Gottesdienst im nichtkirchlichen Heim daher gibt es auch keinen speziellen Gottesdienstraum, sondern ein Mehrzweckraum wird so gut es geht umgestaltet. Blumen stehen bereits da, alles andere bringe ich mit: Parament, Kreuz, Bibel und eine Kerze, die ausnahmsweise angezündet werden darf. Heute packe ich zusätzlich ein Sträußchen Maiglöckchen aus, da es in der Andacht um den Wonnemonat Mai gehen soll.

In der ersten Reihe fängt eine Bewohnerin an zu strahlen und ruft: Oh, Maiglöckchen und einige andere recken die Hälse, um die kleinen Blumen zu sehen. Wir beginnen mit dem Vorspiel vom Keyboard: Komm lieber Mai und mache... dabei wird leise mitgesummt. Den Psalm lesen einige laut mit und beim Glaubensbekenntnis sprechen auch die mit, die nicht mehr so gut lesen können.

Fast jedes Mal halten wir kurz inne, weil jemand zur Toilette muss. Manchmal gibt eine Frau monotone Geräusche von sich und es kommt durchaus auch vor, dass eine Besucherin einnickt, vielleicht sogar sanfte Schnarchgeräusche von sich gibt.

Die Ansprache versuche ich mehr wie ein Gespräch zu gestalten und wann immer es möglich ist, bringe ich irgendetwas zum Anschauen, Hören oder Anfassen mit.

Heute sind es die volkstümlichen Maialieder, welche die Bewohner wacher machen, das „Alles neu macht der Mai“ klingt deutlich voller als das „Nun danket alle Gott“ davor. Fast alle wollen eine Nase voll Maiglöckchenduft nehmen und es werden Kindheits- und Jugendgedenken wach: Maikäfer, Tanz in den Mai, Maibäume .... Wir erinnern uns an die kirchlichen Feste, die meist im Mai gefeiert werden und vergegenwärtigen uns, dass uns Gott im Mai vielleicht vor allem als Schöpfer begegnet, der unser Herz mit der aufblühenden Natur erfreut. Heute wirken die Bewohner ausgesprochen wach, fröhlich und aufmerksam. Das ist nicht immer so und ich kann hinterher nur ab und zu feststellen, woran es gelegen hat. Bei allen Überlegungen und Planungen vorher ist es eben doch ein Geschenk, wenn Gottes guter Geist spürbar wehte. Es war mir

eine Freude hier zu sein und mit den Bewohnern zu feiern.

Fast jedes Jahr gehe ich zu Frau M. und besuche sie an ihrem Geburtstag. Seit 8 Jahren liegt sie im Bett, scheinbar fern von dieser Welt, durch eine Sonde am Leben erhalten, sie kann nicht sprechen, reagiert fast nicht auf Reize von außen und obwohl sie früher fest im Dorfleben verwurzelt war, bekommt sie

kaum noch Besuch – die Hilflosigkeit auch der Gutwilligen und Treuen ist zu groß. Jedes Jahr frage auch ich mich erneut, wie ich denn so einen Geburtstagsbesuch gestalten kann. Wie Frau M. früher war, weiß ich nur durch Erzählun-

gen, das Bild ihres früheren Ich ist mit den Jahren verblasst.

Die Hilflosigkeit ist da, trotz meiner Erfahrung mit Besuchen, trotz Seelsorgeausbildung. Ich trete an das Bett heran, stelle mich - wie immer - vor, nehme ihre Hand und sage: „Frau M. sie haben heute Geburtstag und ich bin gekommen um sie zu besuchen. Ich habe Zeit mitgebracht und wenn es ihnen recht ist, stelle ich nun einen Stuhl an das Bett und bleibe einen Moment bei ihnen.“ Keine erkennbare Reaktion. Ich erzähle ein wenig, wie es heute draußen

aussieht, ob es kalt oder warm ist, ob die Sonne scheint. Manchmal sage ich auch gar nichts, wenn ich es für passend halte, summe oder singe ihr ein Lied vor, lese einen Psalm, spreche ein Vaterunser. Frau M. ging früher gerne zum Gottesdienst und fühlte sich der Kirchengemeinde verbunden, so wurde mir zumindest erzählt.

Aber ob sie es wirklich in diesem Moment gut findet, was ich mache, das weiß ich nicht. Daher ist es mir wichtig, diese Zweifel wenn möglich zu verbalisieren, indem ich z.B. sage: „Frau M., ich weiß jetzt nicht, ob sie das möchten, aber ich würde ihnen gerne ein Lied vorsingen, vielleicht macht es ihnen Freude.“ Immer unter dem Vorbehalt agieren, dass das, was man macht, auch nicht passen könnte, das ist für mich einer der zentralsten Gedanken zu einem würdevollen Umgang mit solchen Bewohnern. Auch heute reagiert Frau M. kaum, ihr Blick ist wie immer starr nach oben gerichtet. Ich verabschiede mich und weiß nicht, ob heute an ihrem Geburtstag noch jemand kommt.

Die Kapelle im Pflegeheim der Diakonie ist vorbereitet, die Stühle stehen im Kreis, Blumen und Kerzen in der Mitte. Heute feiern wir eine Andacht mit den Mitarbeitern des Hauses. Sie sollen im harten Arbeitsalltag einen Moment zur Ruhe kommen und sich stärken lassen. Die Arbeit in der Pflege ist kräftezehrend und aufreibend. Nicht alle machen diesen Job, weil sie sich von Anfang an dazu berufen fühlten, viele – sehr viele haben sich nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit umschulen lassen zu Pflegehel-

ferInnen. Von einzelnen weiß ich, dass sie dem Druck nicht standhalten konnten und länger krank waren. Schön, dass auch ein paar Mitarbeiter aus der Küche da sind.

Wir singen, beten, hören auf ein Bibelwort, denken an verstorbene Bewohner und haben Zeit, das vor Gott zu bringen, was uns auf dem Herzen liegt. Es sind wertvolle und intensive Momente und ich bin froh, dass Zeit für solche Andachten da ist in einer Institution, in der das Nicht-Zeit-Haben im Grunde wie eine chronische Krankheit an allen frisst.

Die Arbeit in den Pflegeheimen, sowohl im kirchlichen, als auch im nicht kirchlichen Haus ist ein wichtiger Bestandteil unserer Gemeindegemeinschaft und ich habe hier exemplarisch von drei Situationen erzählt.

Wir sind sehr dankbar zu beiden Häusern gute Kontakte zu pflegen, so dass wir auch verstanden werden, wenn Bewohner im Sterben liegen, wenn Angehörige sich aussprechen wollen oder wenn Mitarbeiter Sorgen haben. Selbstverständlich sind wir auch da, wenn fröhlich gefeiert wird und wenn das Leben sich von seiner leichten Seite zeigt. Für mich ist diese Arbeit fast immer eine Freude und mir wird stets aufs neue bewusst, wie wichtig es ist, eigene Formen und Methoden zu entwickeln, da-



mit wir die alten Menschen wirklich wahr und ernst nehmen.

Mir ist es auch wichtig, nicht primär von den Defiziten der Bewohner auszugehen, von nachlassenden Sinne, verwirrten Gedanken, körperlicher Schwäche, sondern von den Schätzen und Ressourcen, die in jedem einzelnen verborgen liegen. Das sind oft Lieder, Gedichte oder das Wissen um alte Brauchtümer und Traditionen; Erfahrungen mit der Natur oder in der Landwirtschaft; noch immer die Leiden von Krieg, Flucht und Vertreibung, aber eben auch die Überwindung dieser Leiden durch viele Neuanfänge.

Sicher stoßen wir bei unserer Arbeit auch an Grenzen, etwa dann, wenn wir hilflos an den Betten derjenigen stehen, die seit Jahren vor sich hin dämmern und von denen wir wirklich nur ahnen können, wessen sie bedürfen. Dann, wenn wir erschreckend jungen Männern in den Pflegeheimen begegnen, die durch ihren Alkoholkonsum zu Pflegefällen wurden. Dann, wenn wir erleben, wie eine Demenzerkrankung einen Menschen charakterlich völlig verändern kann.

Diese Erfahrungen sind schwer, aber sie gehören zum Alltag in den Einrichtungen dazu. Wie gut, dass wir damit nicht alleine gelassen sind und uns an Gott wenden können, der spricht: Bis in euer Alter bin ich derselbe, und will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten. (Jes46,4).

## Herzliche Einladung

zur Vortragsveranstaltung und Landesversammlung  
der Evangelischen Sammlung

Samstag 12. Juli 2014,  
15.00 - 17.00 Uhr,  
Haus des CVJM Stuttgart,  
Büchsenstraße 37

Evangelische  
Sammlung  
in Württemberg



### Kirche wohin? Zukunftsperspektiven für Kirche und Gemeinde

Die Bedingungen für unsere kirchliche Arbeit verändern sich grundlegend. Der Auftrag, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, bleibt und wird eher herausfordernder. Gleichzeitig müssen wir Strukturen zurückbauen. Wie gehen wir gemeinsam mit diesen gegenläufigen Entwicklungen um?



Dr. Christel Hausding  
Mitglied der Württembergischen  
Landessynode von 1983 - 2014,  
seit 1991 Mitglied der EKD-Synode,  
Präsidentin der 14. Württembergischen  
Landessynode

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.  
Bei Rückfragen wenden Sie sich an die Geschäftsstelle.

Auf dem Weg zum Reformationsjubiläum im Jahr 2017 geben zwölf Repräsentanten verschiedener kirchlicher Basisbewegungen den Anstoß für eine „Initiative für die Zukunft der Kirche“. In ihrem Impuls rufen sie die Grundlagen des evangelischen Glaubens in Erinnerung. Alle Christen sind zur Unterstützung und Beteiligung eingeladen, sich neu auf eine Bewegung hin zur Mitte des Glaubens einzulassen.

ZEIT ZUM  
AUFSTEHEN



### EIN IMPULS FÜR DIE ZUKUNFT DER KIRCHE

**Als Christen stehen wir zusammen, denn wir sind durch Jesus Christus auf einzigartige Weise verbunden. Wir laden dazu ein, von Herzen in das Bekenntnis mit einzustimmen: Allein Jesus Christus befreit uns. Allein durch seine Gnade sind wir gerettet. Allein durch den Glauben an ihn haben wir das Leben. Allein durch die Bibel finden wir einen Maßstab für das, was wir glauben und wie wir leben.**

Wir bekennen, dass wir dem oft nicht gerecht werden, was wir glauben und was dem Willen Gottes entspricht. Deshalb bitten wir um Vergebung für mangelnde Treue im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Wir leben von der Barmherzigkeit des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Bewegt von seiner Liebe, stehen wir gemeinsam auf gegen Lehren, Ideologien und Kräfte in unseren Kirchen und in unserer Gesellschaft, die die Würde des Menschen in Frage stellen, die Freiheit des Bekenntnisses einschränken und das Herzstück unseres Glaubens preisgeben.

**WIR LADEN ALLE CHRISTEN DAZU EIN, MIT UNS AUFZUSTEHEN.  
ES IST: ZEIT ZUM AUFSTEHEN!**

*Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Jesus Christus. (1. Korinther 3,11)*

#### **1) Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Er ist für uns am Kreuz gestorben und auferstanden.**

Wir stehen ein für die Einzigartigkeit von Jesus Christus. Allein an ihm entscheidet sich das Heil aller Menschen.

Wir stehen auf für Jesus Christus und gegen alle Lehren, die die Versöhnung durch seinen Tod am Kreuz in Frage stellen und seine leibliche Auferstehung leugnen.

#### **2) Gott hat diese Welt geschaffen und jeden Menschen als sein Ebenbild mit unverlierbarer Würde.**

Wir stehen ein für die unverletzliche Würde des Menschen in jeder Phase seines Lebens: Auch ungeborene, schwache, kranke, alte, arme, vertriebene, entrechtete Menschen wollen wir schützen und stärken. Wir stehen auf für die Gottesebenbildlichkeit des Menschen und gegen jede Ideologie, die ihm seine Würde und Gott die Ehre nimmt. Wir widersprechen einer eigenmächtigen Verfügung über das Leben, die darin nicht mehr eine anvertraute Gabe Gottes sieht.

**3) Jesus Christus vergibt uns unsere Schuld – gerecht vor Gott werden wir allein durch seine Gnade.**

Wir stehen ein für das Evangelium von Gottes Liebe und Barmherzigkeit. Jeder Mensch hat ein Recht darauf, diese gute Nachricht zu hören.

Wir stehen auf für die Verkündigung des Evangeliums in aller Welt und gegen die Behauptung, Menschen bräuchten keine Erlösung.

**4) Die ganze Bibel ist Gottes Wort – durch sie spricht Gott zu uns; er zeigt uns, wer er ist und was er will.**

Wir stehen ein für das Vertrauen in die Heilige Schrift. Gottes Wort und menschliche Worte sind in ihr untrennbar verbunden. Einheit und Vielfalt ihres Zeugnisses finden ihre Mitte in Jesus Christus. Wir stehen auf für die Wahrheit des Wortes Gottes und gegen die Kritik an der Bibel als Autorität für die Lehre der Kirche und das Leben der Christen. Die Bibel ist immer aktueller als der jeweilige Zeitgeist.

**5) Der Mensch ist als Mann und Frau geschaffen; dieses Gegenüber ist Gottes gute Schöpfungsgabe.**

Wir stehen ein für die Ehe von Mann und Frau. Sie ist für jede Gesellschaft grundlegend. Wir wollen das aus dieser Gemeinschaft geschenkte Leben von Familien fördern. Wir stehen auf für die Stärkung der Ehe und gegen ihre Entwertung.

**6) Allen Menschen auf der ganzen Welt steht das Recht zu, in Freiheit ihren Glauben zu leben und zum Glauben einzuladen.**

Wir stehen ein für die Freiheit des Glaubens und des Religionswechsels, insbesondere in muslimischen Ländern und totalitär regierten Staaten.

Wir stehen auf für Gewissens- und Religionsfreiheit und gegen jede Benachteiligung und Verfolgung von Christen und Angehörigen aller Religionen weltweit. Wir widersprechen jeder Form von Intoleranz, die Gewissen und Denken zwingen will.

**7) Jesus Christus wird wiederkommen. Mit ihm hat unser Leben eine große Zukunft.**

Wir stehen ein für die biblische Verheißung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. Wir glauben, dass das Reich Gottes heute schon erfahrbar ist, wo Jesus uns bewegt, anderen in Liebe zu dienen. Wir stehen auf für ein Leben in Hoffnung und gegen jede Form der Resignation, denn unser Glaube erschöpft sich nicht im Diesseits.

**WIR STEHEN AUF UND MACHEN UNS AUF DEN WEG,  
GOTTES LIEBE IN WORT UND TAT WEITER ZU TRAGEN.**

*Jesus Christus spricht: Wie mich mein Vater gesandt, so sende ich euch. (Johannes 20,21)*

*Kontakt: „Zeit zum Aufstehen“, c/o ChristusBewegung  
Saalstraße 6 · 70825 Korntal-Münchingen · Fax 0711-8 38 80 86*



Herausgeber: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Bismarckstraße 5, 71272 Renningen  
Internet: [www.evangelische-sammlung.de](http://www.evangelische-sammlung.de)

Vorsitzender: Kirchenrat Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach

Stellvertretende Dekan i.R. Hartmut Ellinger, Lieschingstraße 12, 70567 Stuttgart

Vorsitzende: Agnes Dannhorn, Reginenstraße 60, 70597 Stuttgart

Geschäftsstelle: Renate Klingler, Bismarckstraße 5, 71272 Renningen,  
Tel. (07159) 9399491, E-Mail: [evangelische.sammlung@web.de](mailto:evangelische.sammlung@web.de)  
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle

Redaktionskreis: Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,  
Renate Klingler, Agnes Dannhorn  
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg  
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart, IBAN-Nr.: DE 8252060410000414271, BIC: GENODEF1EK1

Rechner: Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Straße 28, 73655 Plüderhausen

Layout/Satz: ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

Fotos: privat, Björn Kowalewsky ([www.helldunkel-produktionen.de](http://www.helldunkel-produktionen.de)) S. 31

Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen